

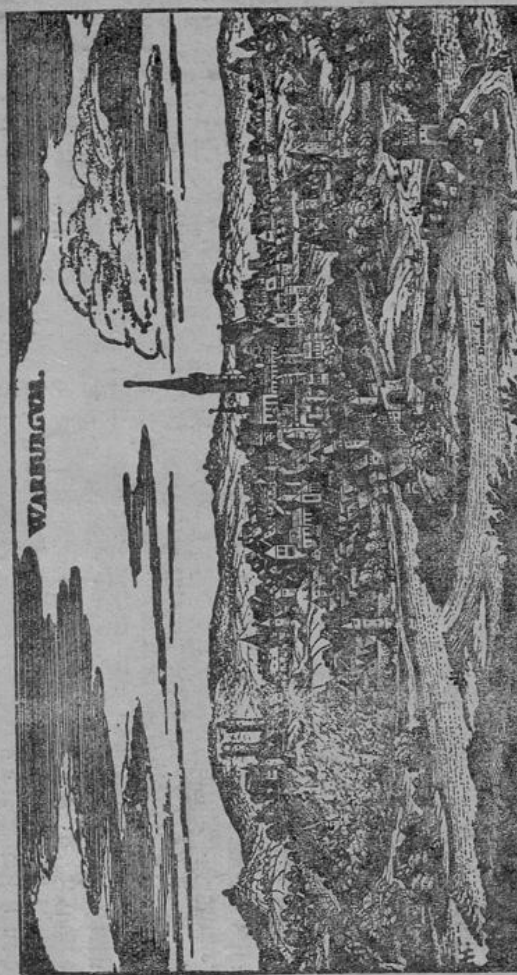
Marburger Worte

Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage
des **Marburger**
Kreieblattes

Die sich besonders der Pflege und
Förderung des Heimatgefühls
anheimt.

Belegte Beiträge willkommen
Nachdruck der Originale ist
verboten

Schriftleitung: A. Schäfers,
Marburg



11. Jahrgang

2. Januar 1937

Mr. 1



Verlagsrechtsschutz: Aufwärts-Verlag G. m. b. H., Berlin SW 68

15. Fortsetzung

„Nag wirtlich so lange Zeit dazwischen? Als sie sich beide dann gegenüber saßen in den ärmlichen Stühlen, da war es jedem von ihnen, als hätten sie sich gestern wieder abgefunden, um sich heute wiederzusehen. Immer wieder konnte Jahne in Hans' Schenke Gesicht sehen, das so männlich herb geworden war, und aus dem die blauen offenen Augen ihr doch so voll ärmlicher Liebe entgegenstrahlten wie damals.“

Hans' Schenke erzählte, wie er damals zu Mauritz gekommen war. Er sprach davon, wie er Jahne hatte lachen lassen. Alles, alles redete er sich vom Herzen, nur eines verschwiegen er noch, das, was er mit Hannes Mutter in deren letzten Stunden gesprochen hatte. Er wollte die Freude des Wiedersehens nicht durch die traurige Erinnerung trüben.

„Und nun finde ich dich wieder, Jahne, als große gezeichnete Komposition! Jahne, wer hätte das gedacht, das kleine schlichte Säugchen von damals in einem so geläufigen Berufe.“

Jahne zog das schwarzweiße Kleid am Hals etwas enger und verdeckte die tiefe Narbe, die ihr Baby hinterlassen hatte.

„Ja, Hans, ich kann wohl sagen, mir hat es in der langen Zeit nicht an Erfolgen gemangelt. Mir ist es selbst ein Wunder, wie alles so gekommen ist. Ich habe viel erlebt. Ich war zwei Jahre lang, drüben in Nord- und Südamerika, und manchmal frage ich mich, was bewundern die Leute eigentlich an dir? Du hast schon recht, ich bin auch heute noch ein kleines, dummes Mädel, nichts weiter.“

„Und doch ist es bewundernswert, Jahne. Ich konnte vorhin gar nicht aufhören. Ich bin tausendmal aus der Vorstellung. Ich kann mir auch gar nicht vorstellen, daß deine Nerven das auf die Dauer aushalten. Jahne, willst

du denn wirklich glücklich in deinem Beruf, der doch immer ein Spiel zwischen Leben und Tod ist?“

Hans' Augen leuchteten.

„Hans, ich bin sehr glücklich, sehr zufrieden in meinem Beruf. Was du als Geschäft antiehst, nehmen wir als Geschäft, als Berufstrag. Wie jeder Sportmann, wie jeder Handwerker mit dem Unfall rechnen muß, so ist das auch bei uns.“

Hans' Schenke lächelte etwas bitter. Die Antwort fiel nicht ganz nach seinem Plan aus. Es wäre ihm wohl lieber gewesen, wenn Jahne nicht so leuchtenden Auges geantwortet hätte, daß sie ganz glücklich sei. Aus dieser Feststellung heraus fragte er zögernd:

„Dann hast du wohl nicht mehr an mich gedacht in der langen Zeit, Jahne?“

Jahne senkte die Augen. Daß Hans das jetzt sagen konnte, machte sie traurig.

„Würde ich mich dann so leichtem Vorwurf aussetzen?“ fragte sie mit leichtem Vorwurf zurück.

Schnell stand Hans' Schenke auf. Er legte seinen Arm um Hannes Schultern und schmeigte seinen Kopf dicht an Hannes Wangen.

„Bleibst du doch nicht so oft wie ich, Jahne. Mir ist es sehr schwer geworden, die lange Zeit durchzuhalten. Immer habe ich von den wenigen Stunden gesehnt, die ich mit dir verleben habe. Jahne, es war die glücklichste Zeit meines Lebens.“

„Meine auch“, sagte Jahne leise. „Ich wollte, sie käme noch einmal, um nie wieder zu vergehen.“

„Wirklich, Jahne?“ Jetzt erst fiel von Hans' Schenke der letzte Zweifel ab, den die Ungewissheit in ihm hatte entstehen lassen.

Er faßte Jahne an den Schultern und sah ihr strahlend in die Augen:

„Wirklich, Jahne? Du sagst das noch einmal! Jetzt ist die Zeit wiedergekommen. Wer will uns hindern, daß wir noch einmal so glücklich sind wie damals? Immer, Jahne, immer wollen wir beisammen bleiben, jetzt soll uns nichts wieder trennen.“

Nun vergaß auch Jahne alles, was um sie war, die Pflicht ihres Berufes, Pitt, Harry Krauß und die Jahre des Glanzes und Ruhmes. Jetzt war sie nur die kleine Jahne von damals, deren einziges Glück und Sehnen dieser Mann gewesen war, der sie jetzt wieder in seinen Armen hielt.

Der silberne Kragen

Eine Alltagsgeschichte von Inge Stramm

Er lag im Schrank des eleganten Geschäftes. Das junge Blumenmädchen mußte jeden Abend daran vorbeigehen, wenn sie ihre Blumen zum Verkauf ausstellte. Und jedesmal blieb es einen Augenblick stehen vor diesem modernen silbernen Kragen, der das Licht vieler elektrischer Lampen auf sich sammelte und wie ein Stern auf die kalte, neblige Straße hinausstrahlte.

Jahne nickte das junge Mädchen, Jahne Lorenz, aber alle nannten sie nur die Blumenhülle. Einmal später würde sie wie ihre Mutter breit und dick unter dem alten Umhang stehen, den Kopf mit dampfendem Kaffee immer zur Hand, hinter dem Blumenstand an einem der großen Plätze der Stadt liegen. Heute war sie noch jung und hatte allerlei fürchte Wunden an das Leben. Der wichtigste war wohl der nach dem Verlust dieses silbernen Kragens.

Jahne war Blumenhülle. Er holte mit seinem Lastwagen in jedem Morgenrauschen Blumen, Obst, Gemüse von den Bauern in die Stadt hinein zur Markthalle. Und dort waren sie sich dann einmal begegnet, die Blumenhülle und der Kragen, und hatten Gefallen aneinander gefunden und gingen jetzt manchmal zusammen in ein Kino oder zum Tanz.

Dafür wollte sich Jahne mit dem Kragen schmücken. Sie begann zu hupen. Es fiel ihr recht schwer, denn der Verdienst war unregelmäßig, und die Familie wartete darauf. Manchmal hatte sie sonst den kleinen Geldbeutel eine Zigarre mitgebracht. Der Vater bekam ein Stück Wurst oder die Mutter einmal Bonbonstange.

Das ließ Jahne jetzt alles um des Kragens willen. Bald würde das Geld reichen.

Am Sonntag, ehe sie den Kragen kaufen wollte, führte sie einmal May vor das Schaufenster. Sie konnte es nicht mehr länger verheimlichen. Sie mußte ihm den Kragen schon jetzt einmal zeigen. Ihr Herz zitterte jedesmal, ehe sie an das Schaufenster kam. Ihr Herz zitterte jedesmal, ehe sie an das Schaufenster kam. Ihr Herz zitterte jedesmal, ehe sie an das Schaufenster kam.

„Das ist mir für unternehmen, Jahne! Ich mit so hemdarm zu behängen, wo die anderen man will mit Vesten sein!“

„Will ich auch?“ fragte sie, die Jahne enttäuscht aus. „Ich bin jung, ich verdiene mir mein Geld selbst! Warum soll ich mich nicht schmücken dürfen, warum soll ich nicht schön sein dürfen als die anderen? Gerade will ich mehr sein als die anderen!“

„Ja, wenn's so mit dir steht, Jahne, dann laß dir man ruhig den Kragen. Ich hab ja gar nicht gewußt, daß wir dir alle so gering dünken! Dann bin ich ja wohl auch nicht mehr sein genug. Entschuldig nur. Aber ich war man den ganzen Tag bei meinem Schwager, der hat doch den Unfall gehabt als Schloffer, und es will gar nicht wieder richtig mit ihm werden. Und was meine Schwester ist, die Waise, die ist nun mit's Dritte niedergekommen. Und die Waise, die kann ja nun wohl auch nicht alles tun, solange unternehmer da noch ein bißchen helfen kann. Ich mein' ja nur, weil ich so ne Hände hab noch am Sonntag von den Kragen da in der Küche und dem Kartoffelschalen. Aber hängt dir ruhig den Kragen um. Dann find' sie vielleicht noch ein handwerkliches Ding als mich!“

„Jetzt meine Jahne wirklich. Ganz ich schickte sie auf So hatte sie das alles ja gar nicht gemeint. So weit hatte sie ja gar nicht gedacht. Das Herz war ihr von diesen letzten harten Worten. Und da wußte sie in ihrer Not nichts anderes, als sich plötzlich umzuwenden und ohne ein Wort davon zu laufen. Sie sah den May einfach stehen, allein vor dem prunkenden Schaufenster in der kalten, nebligen Straße.

Er steht ihr betroffen nach, harret dann lange auf den Kragen. Aber nachgehend tut er der Jahne nicht. Und sie kehrt nicht um.

Am nächsten Abend drückt sie sich mit ihren Blumen auf der andern Straßenseite raus an dem Geschäft vorbei. Gar nicht hinterher mag sie noch dem unglücklichen Kragen.

Jahne sieht bloß und müde aus. Die ganze Nacht hat sie mit sich gekämpft, ob sie den Kragen kaufen soll oder nicht. Sie möchte schon. Aber da brennt etwas in ihrem Herzen.

und das ist die Liebe zu May, so groß und ungeschwächt er auch sein mag. Es gibt da keinen Ausweg. Hatte sie nicht nur ihn mit dem Schande ganz gewinnen wollen? Nun war aber wohl alles aus. Jetzt, wo sie gerade das Geld für den Kragen zusammen hatte! Was soll sie nun damit anfangen? Wieso würde sie mehr freuen. Wie war ihr das Herz so schwer. Wie war ihr ein Kampf so bitter!

Und was tut sie dann? Sie gibt alles Geld aus. Lebensmittel kauft sie ein, Stärkungsmittel, einen ganzen Korb voll. Und den stellt sie dann heimlich vor die Tür von May Ophmanns Schwester, der Wäscherin.

Dann aber läßt Jahne heim in ihre enge Kammer neben der Küche und weint sich aus. Vorbei der Traum von Glanz und Glück.

Doch es kommt anders. Sie weiß, am Sonnabendabend ist May immer in dem kleinen Bierkeller, wo viele Marburger, die schwere Arbeitswoche bei einem Glase Bier und manchem Gelächter beistehen. Jahne war meistens mit ihm dort. Warum soll sie heute nicht hingehen, wenn auch May die ganze Woche nichts hat von sich hören lassen? Aber sprechen will sie ihr wenigstens noch einmal.

Er ist auch da. Er sitzt auf dem alten Lederfaß an dem geschauerten Tische gegenüber dem Eingang und hebt gerade sein Glas, als sie eintritt. Es wird plötzlich viel stiller in der engen, rauchigen Küche. May springt gleich auf und geht ihr entgegen. Sein harter, heller Blick wird weich, seine rauhen Hände nehmen ganz zart die ihren. Er muß sie doch noch ein wenig lieb haben, nicht sie, und plötzlich wird ihr Herz frei und ruhig. Sie kann sogar lachen.

Da legt May etwas vor sie hin auf den spitzeren Holztisch, auf dem gerade von vergessenen Bier und Zigarettenasche, etwas in Silberpapier gewickeltes. Sie ruht keine Hand. Er selbst muß es auswickeln. Alles trübe Licht der schattigen Küche sammelt sich in dem, was er da vor sie hinsetzt, wird zu einem selbstsam leuchtenden, rein strahlenden Stern in dieser Umgebung, der alle Blicke auf sich zieht. Es ist der erste silberne Kragen.

Jahne blüht fastungslos darauf, sieht dann May an, nichts begreifend. Der ist ganz vor geworden vor Verlegenheit, wie er da mit dem silbernen Ding vor Jahne steht. Aber er hat sich das so schon ausgedacht, und die Worte müssen jetzt auch dazu gesagt werden:

„Jahne“, fängt er an, „ich wollte es nur mal mit dem Herz erkennen, Jahne! Und ich habe es erkannt! Für mein Mädchen so bloß Sonntags zum Tanzen, da war der silberne Kragen wirklich nichts! Aber meine Frau, meine junge Frau, so in der Kirche vorm May, wenn der Herr Kator uns zusammengekommen hat, die dürfte er schon schmücken und so schön machen, daß alle mich dann ruhig beneiden dürfen um mein Jahne! Weil der Kragen doch nicht nur auswendig ist, weil ich doch nun mein gutes Herz kenne.“

Da hat die Jahne wieder zu weinen angefangen, aber diesmal vor Freude, und hat dem May einen Kuß gegeben mitten unter allen lärmenden Gästen in der Küche. Und alle haben darauf ihre Gläser den beiden jungen, glücklichen Menschen entgegen gehoben.

Das verfluchte Großkreuzmädchen

Eine schon etwas bekannte Dame aus der Provinzstadt in Amsterdam hatte im Laufe mehrerer Jahre den für sie immerhin recht ansehnlichen Betrag von etwa 200 Mark zurückgelegt. Und das, was man ihr das kleine Kapital zuteilen konnte, verflachte die Vorläufige ihren Schatz auf eine höchst wertvolle Weise: in den Händen einer Rentierin. Hier verbrachten sich also bis vor kurzem sieben Banknoten von je zwei, zwei und eine von fünf und zwanzig Gulden. Die Schöne sah sich heute in der Gardine, hatte sich die Frau nicht unlangst eines Morgens aus Großkreuzmädchen begeben. Dieser Kimmel — wie mancher Ehemann diesen doch sehr lobenswerten Drang zu nennen beliebt — sollte der alten Dame zum Verhängnis werden. Sie machte an jenem Morgen mit den Gardinen den Anfang, die sie, aus dem Fensterhaken ihrer Wohnung gelöst, kräftig auslopfte, bis auch nicht ein einziges Kreuzzahn Glanz mehr darin lag. Erst mehrere Stunden später machte die Frau die niederschmetternde Entdeckung, daß sie ihre Spargelbörse auf die Straße hinausgeschlopfte hatte.

„Hein, Hans, nichts mehr soll uns trennen. Hier Tage noch bleiben wir in Damsig und dann kommen wir nach Königsberg, in deine Heimat, auf acht Tage...“

„Und dann, Samme?“ fragte Hans schneidend.
„Ach, wir wollen sehen. Wir wollen sich nichts auslegen, Hans.“

„Aber damit gab sich Hans Schend nicht zufrieden.“

„Samme, ich habe die ganze Schere auf dich gewartet!“ sagte er, und seine Worte kamen aus der Tiefe seines Herzens. „Setz dich hier und bleib hier. Du wirst fortgehen vom Jüdischen, fort aus dem unheimlichen Leben, aus der ewigen Gerechtigkeit. Wir werden still und zurückgefallen sein. Ganz unserem Glück. Ich bin inquisitorischer Kreuzzug geworden. Meine Praxis ist gut, sie ist groß. Sie ernährt uns gut. Aber nein, ich verzeihe ja... ich befinde mich in der armen Frau nicht, vielmehr... ich bin jetzt sehr verlobt. Vielmehr ist es gar nichts, was ich dir jetzt noch bieten kann...“

„Still, Hans. Wir wollen nicht mit der Zukunft rechnen. Mit der Gegenwart, Hans. Weist du, wir haben noch in die Stadt. Ich will nicht, daß wir den ganzen Abend noch hier auf dem Jüdischen sind. Komm, wir wollen unter andere Menschen gehen. Wir wollen für uns sein.“

„Heutige Minuten später sah Hans Schend mit Samme in die Stadt. Vor seinem Hotel ließ er den Koffer anhalten und unterhielt sich mit wenigen Worten seinen Kollegen.“

Dann sah er in selbiger Herunterstiege in einer der kleinen alten Dämmerungszimmer. Er kannte sie, kein sonstiger Mensch außer ihm. Er kannte sie, weil er in der glücklichsten Stimmung seines Lebens in sein Hotel.

„Am liebsten würde ich überhaupt nicht gehen, daß du noch einmal auftrittst, Samme. Ich habe so wahnsinnige Angst um dich“, sagte Hans Schend am Schluß des Abends.

„Das geht nicht“, erwiderte Samme. „Ich kann unmöglich meinen Direktor aufhören lassen. Wir geschiedt schon nichts, Hans. Wollen wir doch wenigstens warten, bis der „Europa“ in Königsberg ist. Bis dahin mag sich der Direktor um seine Bemühungen.“

Hans Schend nahm das Versprechen als selbstverständliche Forderung hin. Als er Samme nach dem Platz gebracht hatte, fuhr er in der glücklichsten Stimmung seines Lebens in sein Hotel.

11. Kapitel

Hans Krauß, Pitt und der Direktor des „Europa“ saßen mit nachdenklichen Gesichtern im Abgang der Direction und sahen mehr oder weniger häufig an ihren Fingern. „So, aber was wird denn werden, lieber Krauß? Wenn uns Martiane Martini verlassen geht, können wir bald den Laden nicht machen. Gibt's denn kein Mittel, das uns retten kann?“, fragte Pitt. Sie haben doch den größten Einfluß auf Frau Samme. Reden Sie ihr doch mal zu. Dieser verfluchte Platz hier. Bitte ich das geschickte Pitt wäre ich nach Damsig gegangen, flüchte der Direktor. Pitt machte ein bestimmtes Gesicht.

„So“, sagte der abschätzend, „ich sehe weiter keinen Weg. Alles habe ich versucht. Neben dem nach der Vorstellung ist es weg. Raum, daß man mit Samme noch ein Wort wechseln kann. Nur morgens mit Probe und abends zur Vorstellung ist sie noch auf dem Platz, sonst ist sie mit Dr. Schend irgendwo. Bald in Kleinschmied, bald in Zoppot.“

„Und dabei arbeitet das Glück jetzt in dieser glücklichen Stimmung wie noch nie. Sie übertrifft sich selbst. Aber selbst für ihre Tiere findet sie keine Zeit mehr. Aber hätte wohl gedacht, daß der Samme das Gittern je zu lange dauern würde? Niemand hat sie sonst an die Finger gelassen. Selbst ist ihr alles gleich, alles gleich. Sie laßt und findet den ganzen Tag. Wenn sie geht, Direktor, dann

ist auch meine Zeit um. Ich kann es nicht noch mal auf mich nehmen, eine junge Kraft einzusetzen. Und vor allen Dingen — ein Glücklos unter hunderte tausend Mitleiden.“ Das war wie ein Glückslos unter hunderte tausend Mitleiden, sagte Hans Krauß ernst.

Der Direktor schlug in die Hände. Er warde sich noch einmal an Pitt.

„Ich habe immer den Eindruck, als wenn Sie bei Samme alles möglich machen könnten, Pitt, und jetzt vertragen Sie ganz! Vertragen Sie es doch noch mal! Sie wissen, ich gehe nicht. Kann ich, was es will.“

Pitt schüttelte traurig den Kopf.

„Ich habe augenblicklich gar keinen Einfluß auf Samme, Herr Direktor. Samme hat von Schend erlitten, daß ich damals Schritte nicht abgesetzt habe, die sie an ihn geschrieben und auch Schritte abgegangen habe, die von Schend an Samme kamen. Ich wollte damals vermeiden, daß die beiden in Verbindung blieben. Jetzt ist es herausgekommen. Samme ist sehr schlecht auf mich gestimmt.“

Diese Feststellung löste langes Schwärzen aus, das endlich der Direktor brach.

„Sie haben ja den Brief gelesen, den Martiane Martini mit geschrieben hat. Als Königsberg will sie bei uns bleiben. Das sind noch neun Tage. Es ist immer noch, einfach immer noch. Meine Herren, vertragen Sie doch noch einmal alles, ich bitte Sie. Es hängt doch sonst davon ab. Wir hätten doch nicht jeden Abend ein ausverkauftes Haus, wenn nicht Martiane Martini auf dem Programm stünde. Was hat uns ihre Krankheit schon für einen Verlust gebracht. Da haben wir doch schon können, was uns die Martini wert ist. Also bitte, meine Herren, ich bitte Sie zum letzten Male — vertragen Sie alles!“

So klein und flehentlich hatte noch keiner der beiden den mächtigen Direktor gesehen. Pitt, und doch handelte es sich bei ihm in erster Linie um das Geschäft. Aber was Pitt und Hans Krauß verloren, wenn Samme ging, danach fragte niemand.

„Wir werden es versuchen, Herr Direktor“, sagten Pitt und Hans Krauß fast gleichzeitig, aber wenig überzeugt davon, daß sie etwas ausrichten konnten.

Dann gingen sie beide an ihre Vorgesetztenarbeit. „Aufpassen!“ gab Hans Krauß den Besuchern den Befehl, alles zur Vorgesetztenarbeit zurückzuführen. Er selbst ging hinterher in Sammes Wohnzimmer.

„Ach, sieh da, Herr Krauß! Du hast mich recht verunglückt!“ empfing Samme den vortretenden Hans.

Ohne Aufforderung setzte sich Hans Krauß Samme gegenüber und wartete ruhig, bis sie sich gesetzt hatte. Sie trug über dem Tisch den königlichen Mantel und Hans Krauß sah, daß das Gesicht schon viel gelassener war, ihren Gesichtsausdruck wesentlich zu verbessern.

„Gut als Samme fertig war, knippte Hans Krauß an Sammes Bemerkung an und sagte ernst: „Ich habe dich nicht vernachlässigt, Samme, aber du uns... uns alle.“

„Wie soll ich euch alle vernachlässigt haben? Ich finde es sonderbar, daß du mit mir das sagst. Vielmehr deswegen, weil ich jetzt zum erstenmal in meinem Leben an mich selbst denke? Ich bin doch auch ein Mensch, ich bin jung und habe wohl auch Anspruch auf ein bißchen Freude und Glück? Warum gönnst ihr mir das nicht?“

Hans Krauß war sehr alt geworden und Herr mancher Situationen gewesen, aber jetzt, als er Sammes Gesicht so offen auf sich geworfen sah, als er glaubte, ihre großen schwarzen Augen könnten in den seinen brennen zu sehen, maßigte er sofort seinen Ton, als er erwiderte: „Niemand mißgönnt dir dein Glück, Samme, ich am allerwenigsten. Doch, ich meine eigentlich etwas anderes. Du hast an den Direktor einen Brief geschrieben. Du willst uns verlassen.“

(Fortsetzung folgt)

Eine Geschichte aus Kanada von Peter Martineau

Erim

Scotty war vierzehn Jahre alt und die Schreie, die er trug, fast länger als er. Aber er verstand damit umzugehen. Die Schreie waren die Schreie, denen er im Wald begegnete, wurden fast stets seine Worte. Er stellte ihnen nicht aus, daß er ein Löwe war. Er brachte sie heim in die kleine Wohnung am Ende des Dorfes und ließ sie in seinem Vater ab. Seit die ganze Wohnung lebte vom Geräusche der Schreie.

Als Scotty an einem Sonntag durch den Wald wandelte, hörte er auf einer Klippe hinter einem Felsen und hinter einem Baum, daß ein Schrei nach ihm schrie. Es war ein Schrei, den er nie gehört hatte, ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte.

Scotty war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte.

Scotty war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte.

Scotty war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte.

Scotty war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte.

Scotty war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte.

Scotty war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte.

Scotty war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte.

Scotty war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte.

Scotty war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte.

Scotty war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte.

Scotty war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte.

Das war leichter gedacht als getan. Es war nicht schwer, Erim in den Wald zu bringen. Scotty brauchte nur voranzugehen. Erim konnte getrennt hinter ihm her. Als Scotty aber — Mitten von der Wohnung entfernt — ihm einen Klaps auf die Stirn gab und sagte: „Hör auf, alter Bursche!“ sagte, blieb Erim nicht nur gerührt stehen, sondern schrie laut an, wobei er nach Hause zu gehen. Scotty hat nie über das gesprochen, was dann folgte. Es scheint, daß er zum Schluß mit seinen nach Erim geworden hat, bis heute, nachdem es trocken, über ein Wald verstreut. Erim hatte er noch noch zur Wohnung zurück. Dann wurde er nicht mehr gesehen.

Der Schrei, den Scotty hatte, war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte.

Scotty war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte.

Scotty war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte.

Scotty war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte.

Scotty war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte.

Scotty war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte.

Scotty war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte.

Scotty war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte.

Scotty war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte.

Scotty war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte.

Scotty war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte.

Scotty war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte. Er war ein Schrei, den er nie gehört hatte.